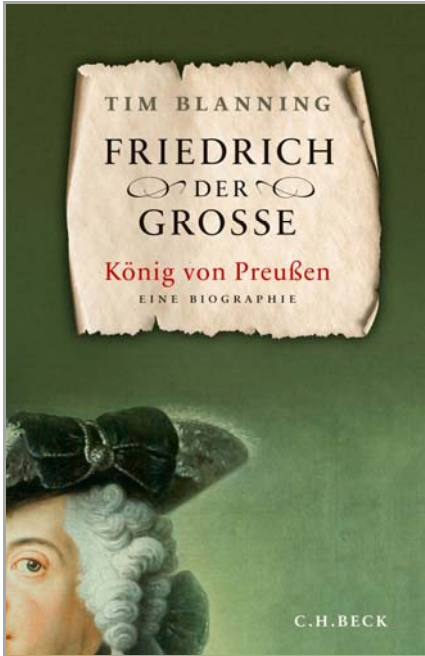


Unverkäufliche Leseprobe



Tim Blanning
Friedrich der Große
König von Preußen

2019. 720 S., mit 32 Abbildungen und 19 Karten
ISBN 978-3-406-71832-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/22104290>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Tim Blanning

FRIEDRICH
DER
GROSSE

König von Preußen

Eine Biographie

Aus dem Englischen übersetzt
von Andreas Nohl

C.H.Beck

Titel der Originalausgabe:
Frederick the Great. King of Prussia
Erschienen bei Allen Lane, London
© Tim Blanning, 2015

Mit 32 Abbildungen und 19 Karten

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Antoine Pesne, Friedrich der Große,
Gemälde, um 1745 (Detail), © akg-images, Berlin
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 71832 8

www.chbeck.de

Für Nicky, Tom, Lucy und Harry

Inhalt

Einleitung	9
----------------------	---

ERSTER TEIL

FRIEDRICHS LEIDEN UND GRÖSSE

1 Die Erbschaft	17
2 Wie Friedrich gebrochen wurde	43
3 Die Emanzipation Friedrichs	69
4 Die Emanzipation Friedrichs (Teil II)	99
5 Der meisterhafte Staatsdiener	152
6 Kultur	175

ZWEITER TEIL

KRIEG UND FRIEDEN

7 Frieden und Krieg 1745–1756	235
8 Der Siebenjährige Krieg: Die ersten drei Feldzüge	264
9 Der Siebenjährige Krieg: Katastrophe und Überleben . .	292
10 Der Siebenjährige Krieg: Warum Friedrich siegte	319
11 Ein langer Frieden, ein kurzer Krieg und Doppeldiplomatie	344

DRITTER TEIL

AN DER HEIMATFRONT

12 Öffentlichkeit und Nation	387
13 Licht und Schatten an der Heimatfront	445

14	Land und Stadt	484
15	Bei Hofe und zu Hause	518
	Schluss: Tod und Verklärung	549
	Anmerkungen	561
	Bibliographische Nachbemerkung	678
	Weiterführende Literatur	684
	Danksagung	692
	Karten	695
	Bildnachweis	703
	Stammtafel	704
	Personenregister	705

Einleitung

In seinem Winterquartier im sächsischen Freiberg hatte Friedrich II., seit 1740 König von Preußen und bereits mit dem Beinamen «der Große» versehen, am 28. Januar 1760 einen Albtraum, den er seinem Schweizer Sekretär Henri de Catt am Morgen erzählte. Er hatte geträumt, er sei auf Befehl seines Vaters, König Friedrich Wilhelm I., verhaftet worden und sollte in die finstere Festung von Magdeburg an der Elbe gesteckt werden. Als er seine Schwester fragte, was er denn verbrochen habe, antwortete sie, der Grund sei, dass er ihrer beider Vater nicht genug liebe. Trotz seines vergeblichen Protestversuchs, dass dem nicht so sei, wurde er in einem Karren abtransportiert.¹ Wie wir sehen werden, war dies ein verständlicher Aufschrei seines Unterbewusstseins, eine Erinnerung an die wahrscheinlich dunkelste Stunde seines Lebens. Während des vorausgegangenen Feldzugs war er bei der Schlacht von Kunersdorf an der Oder (12. August 1759) um Haaresbreite einer vollständigen Niederlage entgangen, ein Desaster, das durch seine Halsstarrigkeit verschlimmert wurde, da er den Österreichern drei Monate später beim sächsischen Maxen ermöglichte, die Kapitulation eines bedeutenden preußischen Armeekorps zu erzwingen. Krank, erschöpft, deprimiert und verzweifelt wie er war, fand Friedrich nicht einmal mehr Trost im sorglosen Nachtschlaf.

Dass ihn ein Gespenst in Gestalt seines Vaters verfolgte, war kein Zufall. So tief war die Prägung, die Friedrich durch seinen schrecklichen Vater erfahren hatte, dass sie nie gelöscht werden konnte. Ein Vorfall im Sommer 1730, als Friedrich achtzehn Jahre alt war, verdeutlicht ihr Verhältnis. Er hatte den Morgen, wie üblich, auf dem Exerzierplatz verbracht, eingezwängt in eine enge Uniform und enge Stiefel, das Haar streng zurückgekämmt und in einem Zopf zusammengebunden. Nach dem Mittagessen durfte er sich in seine Privaträume im königlichen Schloss zurückziehen, wo der Flöten-

virtuose Johann Joachim Quantz ihn erwartete. Friedrich hatte ihn zwei Jahre zuvor in Dresden kennengelernt, bei einem Besuch am sybaritischen Hof Augusts des Starken, des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen. Königin Sophia Dorothea, Friedrichs liebevolle Mutter, hatte dann die notwendigen Mittel zur Verfügung gestellt, um Quantz zweimal im Jahr zum Unterrichten nach Preußen zu holen. Dies musste jedoch vor dem König streng geheim gehalten werden, weil er alles, was nach Hochkultur roch, für «weibisch» hielt. Außerhalb des königlichen Blickfelds konnte Friedrich die ihm so verhasste Militäruniform ablegen und in etwas Bequemes schlüpfen – einen luxuriösen roten seidengefütterten Morgenmantel aus Goldbrokat –, er konnte er selbst sein und sich der Musik widmen. Dieser angenehme *après-midi d'une flûte* wurde harsch unterbrochen, als Friedrichs Intimfreund Leutnant Hans Hermann von Katte mit der Warnung ins Zimmer platzte, der König argwöhne, es sei etwas Unmännliches im Gange, und komme auf dem Kriegspfad die Treppe hoch. Quantz wurde mitsamt den Instrumenten und Noten in einer kleinen Kammer verstaubt, der Morgenrock wurde eilig aus- und die Uniform wieder angezogen. Aber als der kleine, korpulente Friedrich Wilhelm schnaufend und keuchend ankam, ließ er sich nicht täuschen, schon deswegen nicht, weil Friedrich keine Zeit gehabt hatte, seinen modischen Haarknoten aufzulösen. Auch wenn das Versteck von Quantz und Katte unentdeckt blieb, wurden die anstößigen Kleidungsstücke rasch gefunden und schnurstracks ins Feuer geworfen. Die in einem Geheimfach versteckten französischen Bücher wurden konfisziert und zum Verkauf fortgebracht.²

Zwar war dies nur eine von vielen Demütigungen, die dem Kronprinzen zugefügt wurden, aber möglicherweise war sie der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, denn fast unmittelbar danach versuchte er, von Preußen nach England zu fliehen, wobei er sich eine Reise mit seinem Vater ins Rheinland zu Nutze machte. Dieser Versuch endete in einer Katastrophe. Zwar machte Friedrich Wilhelm seine Drohung nicht wahr, seinen Sohn und Erben wegen Desertion hinrichten zu lassen, doch er zwang ihn, der Enthauptung seines Komplizen, Freundes und wahrscheinlich Liebhabers, Leutnant von Katte, zuzusehen. Es folgte ein langwieriger und müh-

samer Prozess der Rehabilitation, der punktuell von weiteren Maßnahmen brutaler Erniedrigung begleitet war. Eine Erleichterung trat erst ein, als Friedrich in einen, nach seiner Sicht, größtmöglichen Akt der Unterwerfung einwilligte – eine Heirat. Eine Braut nicht zu lieben, war in Zeiten arrangierter Eheschließungen normal; ein geheimes Gelübde abzulegen, sie loszuwerden, sowie der elterliche Heiratsvermittler starb, war eher ungewöhnlich. Friedrich lehnte seine Frau ab, weil sie nicht intellektuell, eine strenggläubige Christin und die Wahl seines Vaters war. Ein noch grundlegenderer Ablehnungsgrund war wahrscheinlich ihr Geschlecht.

Die schon etwas gelockerten Bande konnte er vollständig abwerfen, als Friedrich Wilhelm 1740 starb. Im Alter von nunmehr achtundzwanzig Jahren konnte sich Friedrich um seine seelische Genesung kümmern. Das tat er auf dreierlei Weise. Erstens nutzte er die beträchtlichen finanziellen Ressourcen, die er von seinem Vater erbte, um für sich selbst ein komfortables, um nicht zu sagen luxuriöses Lebensumfeld zu schaffen. Er erbaute ein Opernhaus, erweiterte zwei Schlösser und gab ein neues in Auftrag; er ging seinen musikalischen Interessen nach; er kaufte Kleider, Bilder, Bücher, Porzellan, Schnupftabakdosen und andere Kunstgegenstände, von denen er viele großzügig an seine Männerfreunde verschenkte; und insgesamt verwandelte er das Sparta seines Vaters in ein neues Athen (oder sogar Babylon).^{*} Zweitens umgab er sich mit einer französischsprachigen Intelligenzia, die ihm intellektuelle Anregung bot und zugleich als Publikum für seinen Esprit, seine philosophischen Abhandlungen, literarischen Versuche und musikalischen Darbietungen diente. Die Atmosphäre seines *cercle intime* war homosozial und homoerotisch sowie, was Friedrich selbst betraf, wohl auch homosexuell. Dieser Aspekt seines Lebens sollte nicht als etwas Nebensächliches angesehen werden. Wie er selbst klarstellte, war diese kulturelle Selbstinszenierung für seine Identität, seinen Anspruch und seine Leistung von zentraler Bedeutung.

Damit hing auch seine dritte Strategie zusammen, die seelischen Schäden, die ihm sein Vater beigebracht hatte, zu reparieren: zwar

* Wäre Friedrich Wilhelm Zeuge davon gewesen, hätte er es wohl «Sodom und Gomorrha» genannt.

das zu tun, was dieser sich immer am meisten gewünscht hatte, aber *es besser zu machen*. Man sollte dies nicht als separate Kategorie betrachten: Das Kulturelle und das Machtpolitische entwickelten sich nicht im Tandem, sondern vielmehr dialektisch, wobei eins das andere befeuerte. Dabei ging es um die Behauptung der Rechte der Hohenzollern gegenüber den rivalisierenden Wettinern in Sachsen, den Wittelsbachern in Bayern und den Habsburgern in Österreich, sowie um den Aufstieg Preußens zur Großmacht. Friedrich Wilhelm I. hatte die Waffen geschmiedet, sich aber nicht getraut, sie zum Einsatz zu bringen. Sein Sohn würde beweisen, dass er seinen Mann besser stehen würde als sein Vater, indem er es nicht an der nötigen Kühnheit, Entschlossenheit und Ausdauer fehlen ließ. Wenn nur Friedrich Wilhelm hätte zugegen sein können, als er 1740 in Schlesien einmarschierte oder 1757 die Franzosen in Rossbach und die Österreicher in Leuthen besiegte! In einem gewissen Sinn war er zugegen, wenn auch nur in Friedrichs Unterbewusstsein. Sechs Monate nach dem Albtraum, den er im Januar 1760 de Catt anvertraute, träumte er erneut von seinem Vater. Inzwischen hatte sich die militärische Lage stabilisiert. Zu Beginn des Traums befand sich Friedrich mit dem österreichischen Feldmarschall Daun in Straßburg. Dann fand er sich plötzlich im Schloss Charlottenburg nahe Berlin wieder, wo sein Vater – in Gesellschaft seines getreuesten Generals Fürst Leopold von Anhalt-Dessau – auf ihn wartete. «Habe ich mich gut gehalten?» fragte Friedrich. «Ja», sagte Friedrich Wilhelm. «Dann bin ich zufrieden», antwortete Friedrich. «Ihre Anerkennung ist mir mehr wert als die des ganzen übrigen Weltalls.»³

Friedrich saß sechsundvierzig Jahre lang auf dem Thron und war auf allen Gebieten, zu Hause und im Ausland, außerordentlich aktiv. Seine Regentschaft als eine verlängerte Selbsttherapie anzusehen, wäre freilich eine absurde Reduktion. Zahlreich und mächtig waren die Beschränkungen und Einflüsse, die in ihm und auf ihn wirkten. In der Tat könnte man sein Leben als eine sehr gute Illustration von Marx' Diktum sehen: «Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken.»⁴ Selbstverständlich werden wir nie wissen, wie Friedrichs Entwicklung verlaufen wäre, wenn er einen verständnis- und liebevollen und unterstützenden Vater gehabt hätte. Andererseits gab es von 1740 bis

1786 keinen gleichmäßigen Entwicklungsverlauf. Dies war kein in sich ruhendes Universum, vielmehr gab es einen Urknall, dessen Explosion weniger als ein Jahr nach seiner Thronbesteigung stattfand, als er den Entschluss fasste, die österreichische Provinz Schlesien zu erobern. Vereinfacht gesagt, überfiel er eine offensichtlich friedliebende Frau und verbrachte den Rest seines Lebens mit dem Versuch, an seiner Beute festzuhalten, eine herkulische Anstrengung, die auf all seine außen- und innenpolitischen Bemühungen ausstrahlte. So viel ging von dieser grundlegenden ersten Handlung aus, dass sein Bewusstseinszustand, der dem langen Trauma seiner Jugend und frühen Mannesjahre folgte, eine legitime, wenn nicht wesentliche Dimension ist, wenn man sein erstaunliches Leben verstehen will.

ERSTER THEIL

FRIEDRICHS LEIDEN
UND GRÖSSE



Die Erbschaft*Die Länder der Hohenzollern*

Ich gestehe Ihnen ja zu, daß wenige Staaten, mit Ausnahme Libyens, sich rühmen können, es in puncto Sand mit uns aufnehmen zu können», schrieb Friedrich Anfang 1776 an Voltaire, und ergänzte später im gleichen Jahr in seiner *Darstellung der Preußischen Regierung*, es sei «arm und [habe] kaum Bodenschätze».¹ Nicht umsonst galt Friedrichs Herzland Brandenburg als «Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reichs». Es war ein dünn besiedeltes Land mit dünner Ackerkrume, wo Seen mit Heidelandschaften und Mooren abwechselten. Friedrich erklärte d'Alembert, die guten Leute in Aachen hielten ihr faulig schmeckendes Mineralwasser für den Gipfel von Gottes Schöpfung, ähnlich wie die Juden den Schlamm von Jerusalem verehrten, aber er selbst könne nicht die gleiche Begeisterung für das preußische Äquivalent aufbringen: den Sand.²

Bei dieser wiederholten Selbstverunglimpfung ging es natürlich um *fishing for compliments*. «Wenn ich das alles mit so wenig zustande bringen konnte, was hätte ich nicht erst mit der Bevölkerung Frankreichs oder den Reichtümern von England erreichen können?», lautete seine unausgesprochene Frage. Das war alles mächtig übertrieben. Der größte Teil des Bodens in Brandenburg mag unfruchtbar gewesen sein, aber zumindest war er nicht gebirgig. Durch die flache Landschaft mäanderten breite und gemächlich dahinströmende Flüsse, die sich bestens zum Transport eigneten in einer Zeit, als Straßen noch im Staubwirbel verschwanden, wenn die Sonne schien, und im Matsch versanken, wenn es regnete. Dies war ein Geschenk

der Natur, dessen Ausbau Friedrichs Vorgänger großzügig gefördert hatten. Zum Beispiel hatte sein Urgroßvater Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, den 1558 begonnenen «Müllroser Kanal» in den 1660er Jahren vollendet und damit den Schiffsverkehr von der Oder zur Spree und nach Berlin und von dort über die Havel zur Elbe und zur Nordsee eröffnet.³ Wie müssen seine österreichischen Feinde, während sie sich über Berg und Tal schlepten, die Preußen um ihre Wasserwege beneidet haben, auf denen sich Männer und Material so mühelos transportieren ließen.

Ohnehin ging der Besitz der Hohenzollern weit über Brandenburg hinaus. Im fernen Westen, an der holländischen Grenze am Niederrhein lag das Herzogtum Cleve mit der angrenzenden Grafschaft Moers. Zu letzterer gehörte Krefeld, Heimat einer großen Mennonitengemeinde mit ihren florierenden Textilmanufakturen. Auf dem rechten Rheinufer lag die Grafschaft Mark, die in der Mitte von der Ruhr durchschnitten wurde, welche dem größten Industriegebiet auf dem europäischen Festland ihren Namen gab. Auch lagen im fruchtbaren Westfalen die Grafschaften Ravensberg, Tecklenburg und Lingen sowie das Fürstentum Minden. Weiter östlich, unmittelbar im Süden von Brandenburg, befanden sich das Fürstentum Halberstadt und das Herzogtum Magdeburg. Die Stadt Magdeburg an der Elbe rühmte sich eines der größten Dome und einer der mächtigsten Befestigungsanlagen Deutschlands.⁴ Dies war eine für ihren Reichtum und ihre Fruchtbarkeit berühmte Provinz, und wenn sich dort Sand finden ließ, so wurde er zum Bauen verwendet. Bei einer ländlichen Hochzeit vor den Toren der Stadt, kurz vor Ende des Siebenjährigen Krieges, nahm Graf Lehndorff mit den mehr als 300 anderen Gästen an einer Tafel Platz, auf der 42 gekochte Kapaune, 2 junge Ochsen, 14 Kälber, Karpfen im Wert von 150 Talern gereicht wurden, was man mit Wein und Branntwein im Wert von noch einmal 150 Talern hinunterspülte.⁵

Im Nordosten von Brandenburg lag das Herzogtum Pommern mit seiner langen Ostseeküste und der bedeutenden Hafenstadt Stettin an der Odermündung. In den Augen von Friedrichs anspruchsvollem Vater war das ein «guht fertihl Landt».⁶ Noch weiter im Osten, abgetrennt durch einen breiten Landstreifen, der unter polnischer Herrschaft stand, befand sich Ostpreußen – außerhalb des Hei-

ligen Römischen Reichs und am äußersten Rand des deutschsprachigen Europa. Trotz der Verluste durch die Pestepidemie zwischen 1708 und 1710, der etwa ein Drittel der Bevölkerung zum Opfer fiel, und der wiederholten kriegerischen Angriffe während des Großen Nordischen Kriegs von 1700–1721 erfreute sich die Provinz eines nachhaltigen Aufschwungs. Flüchtlingsströme aus unterdrückten oder überbevölkerten Teilen von Süd- und Westdeutschland, darunter die 17 000 Protestanten, die 1732 vom Salzburger Erzbischof vertrieben worden waren, ließen die Bevölkerung um 160 000 auf 600 000 im Jahre 1740 anwachsen.⁷ Zum Teil aus der Notwendigkeit heraus, den Immigranten günstige Bedingungen zu bieten, gab es einen erstaunlich hohen Anteil vollkommen freier kleinbäuerlicher Anwesen, die etwa ein Fünftel der Gesamtfläche ausmachten.⁸

Die königlichen Domänen

Dieser territoriale Flickenteppich, der sich mehr als tausend Kilometer über die Nordeuropäische Tiefebene erstreckte, war zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen erworben worden.⁹ Er wurde durch vier Bindungen wechselnder Stärke zusammengehalten: Dynastie, Religion, Sprache und Angehörigkeit zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation (mit Ausnahme von Ostpreußen, das bis 1660 ein Lehen der polnischen Krone gewesen war). Die wichtigste dieser materiellen Bindungen hatte einen religiösen Hintergrund, denn die Säkularisierung des Kirchenbesitzes im Gefolge der Reformation hatte den Kurfürsten von Brandenburg einen kolossalen Besitz verschafft, der bei weitem alles übertraf, dessen sich andere europäische Herrscher erfreuen konnten. Anders als die verschwenderischen Tudors und Stuarts in England hatten die Hohenzollern diese Besitztümer umsichtig verwaltet und sogar noch vermehrt. Friedrich Wilhelm I. hatte seine Beamten angewiesen, jedes große Gut im Wert von 100 000 und 150 000 Talern, das im Herzogtum Brandenburg auf den Markt kam, aufzukaufen.¹⁰ Im Laufe seiner Regentschaft (1713–40) hatte er 8 000 000 Taler für neue Güterkäufe ausgegeben und die Einkünfte aus den Staatsdomänen auf circa 3 500 000 Taler jährlich verdoppelt.¹¹

Zu sagen, der König sei der größte Landeigner in seinem Staat gewesen, vermittelt nur ein schwaches Bild von seiner beherrschenden Stellung. Diese Domänen umfassten nicht weniger als ein Viertel seines Staatsgebiets, dabei etwa ein Drittel des kultivierbaren Bodens, was 1740 an die 50 Prozent der Staatseinnahmen ausmachte.¹² Nur etwa ein Dutzend Güter, die Mehrzahl davon Gestüte, standen unter direkter Verwaltung. Die meisten wurden per Auktion an 1100 bis 1500 Pächter für einen Zeitraum von sechs bis zwölf Jahren in Einheiten von rund 2000 Morgen vergeben. Der Hauptpächter, der nicht nur das höchste Gebot abgeben, sondern auch den Nachweis finanzieller Sicherheit erbringen musste, behielt maximal zwei oder drei Bauernhöfe und unterverpachtete die übrigen zusammen mit den Mühlen, Brauereien, Schnapsbrennereien, Ziegeleien sowie den anderen königlichen Besitz, den er gepachtet hatte.¹³ Es mag vielleicht überraschen, aber diese als «Beamte» bezeichneten Pächter waren allesamt Bürgerliche; Adelige waren ausdrücklich vom Mitbieten ausgeschlossen.¹⁴

Die Junker

In einer agrarwirtschaftlich geprägten Welt bedeutet Land Status und Macht. Wie wir sehen werden, erlaubte dieses Maß an Kontrolle Friedrich, die landwirtschaftliche Entwicklung mit einer Präzision zu steuern, die weniger gut ausgestatteten Herrschern verwehrt war. Dies verlieh den Hohenzollern eine so erhabene Stellung, dass sie selbst ihre bedeutendsten Magnaten weit überragten. Letztere waren ohnehin dünn gesät und konnten sich gewiss nicht mit den französischen oder englischen Granden messen, die in Schlössern lebten, die ihrem fürstlichen Status entsprachen. In Brandenburg und Pommern gab es überhaupt keine Hochadeligen.¹⁵ Nur in Ostpreußen lebten die Dohnas, Finckensteins und Schliebens auf ihren großen Gütern in herrschaftlichem Stil, aber selbst dort belief sich die Durchschnittsgröße der 420 Adelsitze nur auf 667,5 Morgen.¹⁶ Die Etymologie des Begriffs, mit dem man einen preußischen Adligen bezeichnete – Junker – ist aufschlussreich, er geht zurück auf «junk herr», den jüngeren Sohn, der im Mittelalter aus dem deutschen

Kernland fortgeschickt wurde, um sein Glück in den wilden Gegenden des Ostens zu suchen.¹⁷

Ruhm und Glück erwiesen sich für die jungen Auswanderer häufig als trügerisch. Doch mit den Jahrhunderten wurden sie zu Nutznießern einer besonderen Institution, die auf Landbesitz basierte, welche in den Ländern östlich der Elbe eingeführt wurde. Es war die Gutsherrschaft, die gesellschaftliche Kontrolle mit wirtschaftlicher Vormachtstellung verband. Der Junker übte über die Bauern auf seinem Landbesitz nicht nur richterliche und polizeiliche Gewalt aus, sondern er stellte sie auch dazu ab, seinen Boden zu bewirtschaften, seine Kühe zu melken, seine Herden zu hüten, seine Waren zu transportieren, in seinen Brauereien oder Mühlen zu arbeiten und ihm sogar als Hauspersonal zu dienen. Daneben trug er im Gemeinwesen die Verantwortung für die religiösen, gesellschaftlichen und schulischen Einrichtungen (wo es solche gab). Seine Erlaubnis musste eingeholt – und in der Regel bezahlt – werden, wenn der Bauer heiraten, einen anderen Beruf ergreifen oder das Gut verlassen wollte. Umgekehrt versah der Junker den Bauern mit einem Stück Land und war verpflichtet, im Fall von Krankheit oder hohem Alter Hilfe zu leisten.¹⁸ Unnötig zu sagen, dass diese Bedingungen nicht überall in gleichem Maß und immer existierten. An manchen Orten waren die Kleinbauern freie und unabhängige Landbesitzer oder hatten ein Erblehen oder wurden für zusätzliche Dienste bezahlt.¹⁹ Gleichwohl gab dieses gutsherrliche System den preußischen Junkern eine ganz eigene Stellung und eine lokale Machtposition.

Ähnlich wie in vielen Teilen des Heiligen Römischen Reichs und auch Europas waren sie auf der Ebene ihrer Provinzen repräsentiert, indem sie die dortigen – «Landstände» genannten – Versammlungen dominierten. Mit Hilfe ihrer übermächtigen Kreditwürdigkeit gewannen die Landstände beträchtlichen Einfluss sowohl auf finanzielle wie auf rechtliche Entscheidungen. Während der langen Regierungszeit des dynamischen Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1640–88) war ihre Rolle allerdings beschnitten worden. Der Aufbau einer stehenden Armee, eine zentrale, von den Landständen unabhängige zentrale Macht im Staat – der Geheime Rat – sowie ein effektives Steuersystem wirkten zusammen, um die Macht in den Gebieten der Hohenzollern zu verschieben.²⁰ Ob damit ein «absolu-

tistisches» System errichtet wurde, ist ohne Belang. Jedenfalls bedeutete es, dass die Entscheidungsbefugnisse auf nationaler Ebene nun in den Händen eines einzigen Mannes lagen und sowohl die Zivil- als auch die Militärverwaltung ein hohes Maß an Vereinheitlichung erreichten.²¹ Ein entscheidendes Datum war 1653, als zwischen dem Kurfürsten und den Landständen von Brandenburg eine als *Rezess* bezeichnete Einigung erzielt wurde. Diese wurde früher als beschämender Tauschhandel zwischen Herrscher und Adeligen dargestellt, bei dem der Erstere die zentrale Macht erhalten und dafür den Landesbesitzern die Kontrolle über ihre Kleinbauern überlassen habe. Aus heutiger Sicht gewannen die Junker nichts oder kaum mehr, als sie ohnehin besaßen, während der Kurfürst alles bekam, was er sich wünschte.²²

Selbst wenn «Kompromiss» kein ganz zutreffender Begriff für den *Rezess* von 1653 ist, waren die Beziehungen zwischen dem Kurfürsten und seinen Adeligen stets mehr auf Kooperation als auf Konfrontation ausgerichtet. Immer mal wieder musste die Peitsche geschwungen werden, wie zum Beispiel 1672, als der aufmüpfige ostpreußische Adelige Christian Ludwig von Kalckstein aus Warschau entführt und hingerichtet wurde.²³ Noch brutaler verfuhr Friedrich Wilhelm I. mit einem anderen ostpreußischen Junker, dem Kriegs- und Domänenrat von Schlubhut, dem die Unterschlagung von Geldern vorgeworfen wurde, die eigentlich der Unterstützung der Salzburger Flüchtlinge hätten dienen sollen. Bei dem Verhör, das der König persönlich bei seinem Besuch in Königsberg 1731 vornahm, spielte von Schlubhut das Vergehen herunter und versprach herablassend, die Summe zu ersetzen. Seine Bemerkung, nachdem ihm mitgeteilt worden war, dass er verdiene, gehängt zu werden – «Es ist nicht Manier, einen preußischen Edelmann um so etwas hängen zu lassen» –, zeigt, wie wenig er seinen König kannte. Friedrich Wilhelm ließ noch am gleichen Abend vor dem Sitzungszimmer der Kriegs- und Domänenkammer einen Galgen errichten und ihn am nächsten Tag hängen, doch nicht bevor er noch die Kirche besucht und aufmerksam einer Predigt über Barmherzigkeit gelauscht hatte («Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen», Matthäus 5,7).²⁴

Friedrich Wilhelm hatte grundsätzlich eine geringe Meinung von seinen Adeligen. In den «Instruktionen», die er 1722 für seinen Sohn

schrieb, brandmarkte er den Adel aus Ostpreußen als «fals[ch] undt listig», diejenigen von der Altmark, Magdeburg und Halberstadt als «schlimme ungehorsame leutte» (insbesondere die von Schulenburgs, Alvenslebens und Bismarcks) und die aus Cleve und Mark als «dumme oxen aber Malicious wie der deuffel. Auf ihre Privilegia sein sie sehr gesteuert». Auf der anderen Seite war er voll des Lobs für die pommerschen Junker («getreue wie goldt. Sie Resonnieren wohl bißweillen aber wen mein Successor saget es soll sein und das Ihr sie mit guhten zurehdet so wierdt Keiner sich dawieder Moviren gegen eure befehlle») sowie den Adel aus den brandenburgischen Regionen der Neumark, Uckermark und Mittelmark.²⁵ Der Lackmustest war ihre Bereitschaft, ihre Söhne zur Armee zu schicken. In der Vergangenheit hatten sie wenig Begeisterung für eine militärische Karriere gezeigt und wenn, dann im Dienst der Holländer, Dänen oder Polen. Friedrich Wilhelm schob dem bald einen Riegel vor und ließ Register aller jungen Adelligen im Alter zwischen zwölf und achtzehn Jahren anlegen. Wenn sie, wie es in Ostpreußen oft der Fall war, im Rückstand mit ihren Freiwilligenmeldungen waren, entsandte er bewaffnete Trupps, um sie einzuziehen. 1722 hatte seine neue Militärakademie in Berlin bereits mehr als 300 Kadetten.²⁶ Wie er unumwunden zugab, war sein Motiv ebenso sehr die gesellschaftliche Disziplinierung wie militärische Effizienz.²⁷

Das Leben in einer preußischen Kadettenschule war kein Zuckerschlecken, selbst im Vergleich mit englischen Internaten, aber es hatte auch Vorteile, einschließlich – wie in den Letzteren – einer guten Bildung. Friedrich Wilhelm versprach zögerlichen Eltern, ihre Söhne würden in Lesen und Schreiben unterrichtet, in Mathematik, Französisch, Geographie, Geschichte, Fechten, Tanzen und Reiten, sie würden gut untergebracht und ernährt und – in seinen Augen das Wichtigste – zu gottesfürchtigen Christen erzogen.²⁸ Selbstverständlich wurde ihnen auch eine Anstellung in der preußischen Armee garantiert. Das war angesichts der relativen Armut der meisten Junkerfamilien höchst willkommen. Nur sehr wenige konnten es sich leisten, auch nur den ältesten Sohn auf dem eigenen Gut in standesgemäßer Weise leben zu lassen. Da ihnen durch ihren Protestantismus kirchliche Stellen versagt waren, fanden sie im Offizierskorps einen zwar frugalen, aber willkommenen Ersatz. Fried-

rich Wilhelm I. verdoppelte die Größe der Armee und erhöhte die Zahl des Offiziere auf 3000.²⁹

Die Anfangsjahre waren für die jungen Junker unleugbar schwierig. Gleichgültig, wie weit ihr Adel zurückreichte, mussten sie als schlecht bezahlte Fähnriche beginnen und konnten sich kaum ohne die Unterstützung ihrer Familien über Wasser halten. Doch die Beförderung in den Rang eines Hauptmanns und der Zugriff auf die Kompaniekasse bewirkten eine gewisse Erleichterung; die weitere Beförderung in den Rang eines Obersten und ein eigenes Regiment brachten dann schon einen gewissen Wohlstand.³⁰ Von den 1600 jungen Junkern, die zwischen 1717 und 1740 die Berliner Kadettenschule besuchten, erhielten mehr als 90 Prozent das Offizierspatent, und vierzig davon wurden während der Regentschaft Friedrichs des Großen zu Generälen ernannt.³¹ Kein Wunder, dass Friedrich Wilhelm I. die Pommern so bewunderte: Bereits 1724 bestand der dortige Adel fast vollständig aus dienenden oder pensionierten Offizieren, und es gab keine einzige Adelsfamilie in dieser Provinz, in der nicht mindestens ein Sohn diente.³²

Ein Junker, der den Militärdienst verließ, konnte eine alternative Anstellung in der zivilen Verwaltung finden, bevorzugt als Landrat. Dies war der wichtigste Posten im preußischen Staatssystem, weil die über achtzig Landräte das entscheidende Bindeglied zwischen der Zentralregierung und den Gutsbesitzern bildeten. Ihnen oblagen alle wesentlichen Aufgaben, sie waren für die Steuererhebung verantwortlich, für die Versorgung der Soldaten, die durch ihren Distrikt marschierten, sie regelten die Beziehungen zwischen Bauern und ihren Gutsherren, warben für landwirtschaftliche Neuerungen, arbeiteten an der Vorbeugung von Naturkatastrophen oder milderten sie, sammelten Informationen und sorgten für die Bekanntmachung von Regierungsdekreten.³³ Sie vertraten sowohl den Junkerstand als auch den König, denn Letzterer berief sie, doch die Ersteren schlugen sie vor. Auch wenn Friedrich Wilhelm I. ihre Empfehlung oft überging, basierte das System immer auf Kooperation. Das erklärt zum großen Teil die Effektivität der preußischen Verwaltung: Was das Zentrum anordnete, wurde tatsächlich oft umgesetzt. Es war kein Zufall, dass die effektivsten Gemeindeverwaltungen Europas sich in England und Preußen befanden, denn in beiden Ländern

basierten sie auf der Partnerschaft zwischen dem Herrscher im Zentrum und den Honoratioren vor Ort. Wenn die englischen Friedensrichter «Partner in der Oligarchie» waren,³⁴ so waren die preußischen Landräte «Partner in der Autokratie».

Autokratie

Autokratie, nicht Oligarchie oder Aristokratie, denn Friedrich Wilhelm I. war viel herrschsüchtiger als seine Hannoveraner Verwandtschaft. Keiner der beiden ersten englischen Georges hätte geschrieben: «der Junker ihr Autorität ... wird ruiniert werden. Ich komme zu meinem Zweck und stabilisiere die Souveränität und setze die Krone fest wie einen rocher von bronze.»³⁵ Friedrich Wilhelm kritzelte diese Worte an den Rand eines Dekrets, das den ostpreußischen Adeligen eine Steuer aufzwang. Das war seine bevorzugte Vorgehensweise. Er hielt nichts von Diskussionen mit einem Ministerrat oder Expertengremium: Was er wollte, war ein schriftlicher Bericht, dem er allein seine Entscheidung hinzufügte.

Diese sehr auf seine Person reduzierte Form der Entscheidungsfindung verband sich mit einer hierarchisch und bürokratisch organisierten Form der Durchsetzung. Über dem Landrat rangierten die Kriegs- und Domänenkammern, Provinzialbehörden, die dem Generaldirektorium in Berlin unterstanden, allesamt mit Fachleuten besetzt. Anders als in den meisten anderen europäischen Staaten konnten preußische Beamte ihre Stellung weder kaufen noch vererben. Das Gleiche traf auf das städtische Äquivalent des Landrats, den Steuerrat, zu, der die nämliche Amtsgewalt über sechs bis zwölf Kleinstädte ausübte.³⁶ Für beide Ämter schuf Friedrich Wilhelm das System einer berufsbegleitenden Ausbildung an den Provinzialkammern für Probekandidaten. Diese Ausbildung endete mit einer Prüfung, um untaugliche Bewerber auszusortieren. Ebenfalls erstaunlich vorausschauend war 1727 die Einrichtung von Professuren für «Kameralwissenschaft» an den Universitäten in Halle und Frankfurt an der Oder, mit der spezifischen Vorgabe, dass es vor allem um die Ausbildung von Beamten gehe.³⁷ In seiner Regierungszeit entstand bereits ein annähernd modernes Verwaltungsbeamtentum: von der

sozialen Herkunft her gemischt, leistungsorientiert, unbestechlich, festbesoldet, hierarchisch, akademisch ausgebildet und von der Zentralregierung eingestellt, gelenkt und kontrolliert. Allerdings müssen, was die Funktionsweise dieses Systems in der Praxis anbetrifft, zahlreiche Einschränkungen gemacht werden, denn Vetternwirtschaft, Korruption, Widerstand, Inkompetenz – und all die anderen Mängel, die zu allen Zeiten im öffentlichen Dienst zu finden sind – gab es mit Gewissheit auch hier.³⁸ Gleichwohl übernahm Friedrich im Jahre 1740 von seinem Vater ein Verwaltungssystem, das effizienter war als alles, was seine Rivalen besaßen. Im Land der Blinden ist der Einäugige König, wie Erasmus es formulierte.

Die Armee

Die entscheidende Probe war, ob das System eine stehende Armee unterhalten konnte. Preußen hatte nicht nur eine große Armee, es selbst wurde zum Synonym für Militarismus. Doch im achtzehnten Jahrhundert war dieser Status noch ganz am Anfang. Im Jahre 1610, als Kurfürst Johann Sigismund seine Landwehr anwies, militärische Übungen abzuhalten, weigerten sich die furchtsamen Soldaten mit der Begründung, dass das Gewehrfeuer ihre Frauen erschrecken könnte.³⁹ Freilich erwies sich diese liebenswürdige Prioritätensetzung als wenig hilfreich, als acht Jahre später der Dreißigjährige Krieg ausbrach. Bei einem Staat, der sich ohne natürliche Grenzen über die Norddeutsche Tiefebene erstreckte, konnte Sicherheit nur durch eine starke Armee gewährleistet werden. Der Versuch Kurfürst Georg Wilhelms (Reg. 1619–40), sich aus dem Konflikt herauszuhalten, endete in der Katastrophe. 1630 sandte er einen Emissär zu König Gustav II. Adolf von Schweden, seinem Schwager, der soeben in Pommern gelandet war, und bat ihn, Brandenburgs Neutralität zu respektieren. Gustav Adolf erwiderte scharf, dass in einem existenziellen Kampf zwischen Gut und Böse (Protestanten gegen Katholiken) ein Danebenstehen keine Option sei.⁴⁰ Georg Wilhelms Ururenkel Friedrich äußerte sich in seinen *Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg* voller Verachtung darüber, wie die Minister des Kurfürsten erbärmlich blökten: «Was tun? Sie haben Kanonen»,

und dazu rieten, sich den Schweden zu ergeben.⁴¹ Während der letzten zwei Jahrzehnte des Krieges war Brandenburg wiederholt von wechselnden Kriegsparteien umkämpft und verlor dabei zwischen 40 und 50 Prozent seiner Bevölkerung.⁴²

Friedrich Wilhelm, Georg Wilhelms Sohn, der ihm 1640 im Alter von zwanzig Jahren nachfolgte, hatte die Lektion gelernt, dass es besser war, Raubtier als Beute zu sein.* Später in seiner Regierungszeit bemerkte er gegenüber seinem Ersten Minister Otto von Schwerin: «Was neutral zu sein ist, hab ich schon vor diesem [dem Dreißigjährigen Krieg] erfahren, und wenn man die allerbesten conditiones hat, wird man doch übel tractiret, ich habe geschworen, mein Leben lang nicht neutral zu sein.»⁴³ Um 1646 war es ihm gelungen, eine Armee von 8000 Mann zusammenzubringen, was ihm ein gewisses Maß an Bewegungsspielraum in den letzten Tagen des Dreißigjährigen Kriegs ermöglichte.⁴⁴ Seinen Lohn erhielt er im abschließenden Friedensvertrag. Auch wenn er bitter enttäuscht war, dass er seinen Anspruch auf Westpommern und die hochwichtige Odermündung nicht durchsetzen konnte, sicherte er sich den verarmten östlichen Teil mit drei säkularisierten Fürstbistümern (Kamin, Halberstadt und Minden) sowie den Heimfall des reichen und strategisch wichtigen Fürstbistums Magdeburg, das er schließlich 1680 in Besitz nahm.⁴⁵ Friedrich Wilhelm befand sich jetzt in einer sich selbst verstärkenden Spirale: Je mehr Soldaten ihm zur Verfügung standen, desto leichter konnte er den Großgrundbesitzern Geld abknöpfen, und je mehr Geld er eintreiben konnte, desto mehr Soldaten konnte er rekrutieren. Er wurde darin von dem Beschluss des Heiligen Römischen Reichs aus dem Jahre 1654 unterstützt, der Fürsten gestattete, Steuern zu erheben, um notwendige Garnisonen und Festungen zu unterhalten.⁴⁶ Als er 1688 starb, verfügte er über ein stehendes Heer von 31 000 Mann.⁴⁷

* Die begrenzte Auswahl von Vornamen bei den Hohenzollern – entweder Friedrich oder Friedrich Wilhelm – hat natürlich Verwirrung gestiftet. Friedrich Wilhelm, der «Große Kurfürst» (1620–88), darf nicht mit seinem Enkel König Friedrich Wilhelm I. (1688–1740) verwechselt werden. Noch geiziger in ihrer Namensvergabe waren die Fürsten von Reuß in Thüringen, die ihre zahlreichen Söhne sämtlich Heinrich nannten.

Auch hatte er es fester in der Hand. Bis spät in seine Regentschaft hinein war er genötigt gewesen, sich an private Kriegsherren zu wenden, damit sie ihn mit Soldaten versorgten. 1672 verweigerte sich General Georg von Derfflinger, der in Österreich geboren war und in verschiedenen Armeen, darunter der schwedischen, gedient hatte, einem Befehl des Kurfürsten zu folgen, weil in seinem Vertrag kein bedingungsloser Gehorsam festgelegt war.⁴⁸ Drei Jahre später, am 18. Juni 1675, war Derfflinger Friedrich Wilhelms stellvertretender Kommandeur in der Schlacht von Fehrbellin, dem ersten großen Sieg, der durch eine Brandenburger Armee aus eigener Kraft errungen werden sollte. Obgleich die Zahl der Beteiligten auf beiden Seiten überschaubar war – 12 000–15 000 –, wurde die Schlacht von den Zeitgenossen für so bedeutend erachtet, dass sie Friedrich Wilhelm den Beinamen «Großer Kurfürst» gaben. Sein Urenkel bemerkte: «Selbst seine Feinde rühmten Friedrich Wilhelm, seine Untertanen segneten ihn. Und seine Nachkommen datieren von diesem ruhmreichen Tage den hohen Aufschwung, den das Haus Brandenburg in der Folge genommen hat.»⁴⁹

Obgleich die Armee des Großen Kurfürsten in den nächsten drei Jahren die Schweden aus Deutschland vertrieb, wurde ihm dies beim Friedensschluss kaum gedankt. Die wahre Macht ruhte in den Händen der großen Bataillone, und diese standen unter dem Befehl des französischen Königs Ludwig XIV., der am Verhandlungstisch zugunsten seiner schwedischen Alliierten intervenierte. Alles, was Friedrich Wilhelm nach fünf Jahren erfolgreicher Kriegsführung vorzuweisen hatte, war eine bescheidene Grenzkorrektur und die Abtretung der schwedischen Rechte an den Zöllen des brandenburgischen Teils von Pommern. Das gesamte eroberte Territorium musste zurückgegeben werden. Auf einer Medaille, die aus Anlass des Friedens geprägt wurde, ließ der enttäuschte Große Kurfürst Didos Ausspruch aus Vergils *Aeneis* eingravieren, der sich an den unbekannten Hannibal richtet: *exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor* (möge aus unserem Staub ein Rächer auferstehen).⁵⁰ Merkwürdigerweise erwähnte Friedrich der Große, der für Friedrich Wilhelms Dido den Hannibal spielen sollte, dies in seinem Bericht über diese *Denkwürdigkeiten* mit keinem Wort.

Trotz aller Bedeutung, die dem Großen Kurfürsten von seinen

Nachfolgern zugemessen wurde, war Brandenburg, als er 1688 starb, nur eine Macht zweiten, wenn nicht gar dritten Ranges. Erst am Ende seines Lebens errang er die alleinige Verfügungsgewalt über seine Armee, aber er hing immer noch von ausländischen Hilfsgeldern ab, wenn er Krieg führen wollte.⁵¹ Sein Diktum «Alliancen seindt zwar gut, aber eigene Kräfte noch besser» bezog sich auf ein angestrebtes, nicht auf ein erreichtes Ziel.⁵² Das Gleiche lässt sich von seinem Sohn Friedrich III. sagen (der, als er 1701 «König in Preußen» wurde, zwei Ziffern strich und sich Friedrich I. nannte). Früher herrschte die Meinung, die Hohenzollern-Herrscher von Brandenburg-Preußen ließen sich in zwei Kategorien einteilen – die außerordentlich Begabten und die Beschränkten und/oder Labilen. Es war das Pech Friedrichs III./I., dass er zwischen zwei extrem fähigen Regenten (Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I.) eingeklemmt war und Zielscheibe einiger der vernichtendsten Kommentare seines Enkels Friedrich des Großen wurde. Gleichwohl steuerte er sein Staatsschiff sicher durch die schweren Gewässer, die durch den Neunjährigen Krieg (1688–97), den Großen Nordischen Krieg (1700–1721) und den Spanischen Erbfolgekrieg (1701–14) aufgewühlt wurden. Bei manchen Gelegenheiten griff seine Armee wirkungsvoll ein, insbesondere in der Zweiten Schlacht bei Höchstädt 1704, wo sie auf der Seite des Herzogs von Marlborough und des Prinzen Eugen eine wichtige Rolle in dem triumphalen Sieg über die Franzosen spielte. Bis zum Jahr 1709 hatte Friedrich seine Armee auf 44 000 Mann vergrößert, die größte Streitmacht im Heiligen Römischen Reich nach der österreichischen.⁵³

Im gleichen Jahr nahm sie auch in großer Stärke an der Schlacht von Malplaquet teil, in der Marlborough und Prinz Eugen die Franzosen in einer der blutigsten Begebenheiten des Spanischen Erbfolgekriegs erneut schlugen. Das preußische Kontingent wurde von zwei Männern angeführt, die zum militärischen Aufstieg Preußens einen entscheidenden Beitrag leisten sollten: Kronprinz Friedrich Wilhelm und General Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. Trotz oder vielleicht auch gerade wegen des Gemetzels, das den Siegern einen Blutzoll von 25 Prozent Gefallenen abverlangte, behauptete der Kronprinz sein Leben lang, der Tag der Schlacht – der 11. September

1709 – sei der glücklichste Tag in seinem Leben gewesen, und beging ihn jedes Jahr feierlich.⁵⁴ Als er 1713 den Thron bestieg, gingen er und Fürst Leopold sofort daran, die Armee zu vergrößern und ihre Qualität zu steigern. Durch eine Kombination von härtester Disziplin und pausenlosem Drill wurde sie in eine reaktionsschnelle Tötungsmaschine verwandelt, die sich rasch über Land bewegen und dann mit beispielloser Geschwindigkeit auf dem Schlachtfeld aufmarschieren konnte. Zu ihren Neuerungen gehörten: ein metallener Ladestock, der eine schnellere Schussfrequenz ermöglichte; ein verbessertes Bajonett, das ständig aufgepflanzt war; sowie ein schnelles Marschieren im Gleichschritt.⁵⁵ In seiner *Geschichte meiner Zeit* schrieb der Hauptnutznieß der dieser Reformen über die Errungenschaften seines Vaters: «Ein preußisches Bataillon wurde zur wandelnden Batterie, deren Feuergeschwindigkeit die Gefechtswirkung verdreifachte, sodaß ein preußisches Bataillon es mit drei feindlichen aufnehmen konnte.»⁵⁶ Ihre Kavallerie hatten sie nicht annähernd so gut im Griff. Friedrich Wilhelms berüchtigte Leidenschaft für sehr große Soldaten hatte zur Folge, dass für sie sehr große – und langsame – Pferde gefunden werden mussten: «Riesen auf Elephanten» lautete der abschätzigste Kommentar seines Sohnes.⁵⁷ Friedrich hatte Erfahrung aus erster Hand, denn als er sie 1740 zum ersten Mal ins Feld führte, war es für die österreichische Kavallerie ein Leichtes, die riesigen, aber schwerfälligen Pferde ihrer Gegner mit einem Säbelhieb auf den Kopf außer Gefecht zu setzen.⁵⁸ Von ebenso zweifelhaftem militärischen Wert war Friedrich Wilhelms Faible für die «langen Kerls», die vier Mal so viel kosteten wie jedes andere Regiment, aber nie im Krieg eingesetzt wurden.⁵⁹

Die Qualität mag im Ganzen eindrucksvoll gewesen sein, doch haperte es deutlich an der Quantität. Als Friedrich Wilhelm 1713 den Thron bestieg, konnte er aus einer Gesamtbevölkerung von nur etwa 1 600 000 Einwohnern rekrutieren.⁶⁰ Sofort schaffte er das berüchtigte uneffektive Landwehrsystm ab und ersetzte es durch eine Mischung aus Zwangsaushebungen zu Hause und Anwerbung Freiwilliger im Ausland. Die Unbeliebtheit Ersterer und die Kosten Letzterer führten 1733 zu einer großen Reform, welche die preußischen Länder in Kantone von etwa 5000 Haushalten unterteilte, deren jeder ein bestimmtes Regiment mit Rekruten versorgte. Alle

Knaben wurden im Alter von zehn Jahren auf Regimentslisten eingetragen. Auch wenn dezidiert erklärt wurde: «alle Einwohner sind in den Dienst des Vaterlandes geboren», gab es doch zahlreiche Ausnahmen: Bauern und ihre einzigen Söhne, Einwanderer, Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker und solche, die bestimmten Berufen nachgingen wie zum Beispiel der Seefahrt.⁶¹ Trotzdem wurde ein gutes Viertel der Gesamtbevölkerung auf den Kantonallisten erfasst, und zwei Drittel der Armee ließen sich aus Einheimischen rekrutieren.⁶²

Im Zusammenspiel mit dem relativ effizienten Steuer- und Verwaltungssystem funktionierte die kantonale Struktur des Landes so gut, dass Preußen sich gewissermaßen der ersten Liga der europäischen Militärmächte annäherte. 1713 stellte die Friedensstärke von rund 30 000 Mann das Land noch auf eine Stufe mit dem Piemont oder mit Sachsen; um 1740 betrug diese Zahl bereits 80 000, womit Spanien, die Republik der Vereinigten Niederlande oder Schweden überholt wurden und Preußen in unmittelbare Nähe zu Österreich aufrückte. Friedrich der Große kommentierte dies in seinem *Politischen Testament* von 1768 so: «diese Kantone sind der Kern des Staates».⁶³ Österreich drückte seine Anerkennung dieser Maßnahme aus, indem es dem Beispiel seines Feindes folgte und, wenngleich mit großer zeitlicher Verzögerung, 1777 die kantonale Rekrutierung einführte.⁶⁴

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de